

Rauchdruck verboten.

23]

Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schievelbein.

Draußen standen die drei Unglücksgeossen. Auch ihnen sah die Todesangst aus den fahlen Gesichtern.

„Herr Doktor,“ murmelte der Primaner, seine grüne Mütze verzweifelt zwischen den Händen drehend, wir — wir hatten einen Spaziergang — und wollten hier ein bißchen Regeln —, aber da kam das furchtbare Wetter — und mein neuer Anzug —“

Richard hatte Hans Martin sein Taschentuch um die Stirn gebunden und, so gut es gehen wollte, die Mütze darüber gestülpt.

„Gut, gut,“ sagte er hastig, „ich bin ja nicht als Lehrer hier. Und wenn Sie mir versprechen wollen —“

Sie stammelten Beteuerungen, streckten ihm die Hände entgegen, dankten, waren wie erlöst von höllischen Qualen.

„Wir wollen sehen,“ sagte Richard Volkmar ruhig. „Der Erste, der rückfällig wird —.“ Seine scharfen Augen drangen ihnen in Herz und Nieren. Sie wußten, er spaßte nicht.

Ein paar Minuten später setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Martin wankte zwischen Richard und dem Primaner Böhm. Er hielt sich kaum auf den Füßen. Die Folgen des Alkoholgenusses stellten sich ein, quälende Uebelkeit, wahnwitziges Kopfweg.

Der Weg war abgetrocknet. Am schwarzen Himmel traten ein paar Sterne hervor. Der Nordwind packte die Heimkehrenden draußen auf freiem Felde, drang durch die Kleider hindurch bis auf die Haut und kältete sie durch von Kopf bis zu Fuß. Er schnitt ihnen wie mit Messern ins Gesicht, stemmte sich gegen sie und machte ihnen jeden Schritt zur Qual.

Sie merkten bald, daß es zu viel war für den halberstarrten, fast bewußtlosen Hans Martin. Auf einmal fiel er platt auf den Boden, schwer wie ein Klob, ohnmächtig.

Sie waren nicht mehr weit vom Unkenreul. Mit schnellem Entschluß bog Richard von der Landstraße ab, auf sein Haus zu. Sie hatten Hans Martin an Kopf und Füßen gepackt und brachten ihn so glücklich die Treppe hinauf und ins Bett.

Das Nachtlicht, das des Kleinen wegen stets hatte brennen müssen, hatte er angezündet, und es warf seinen stillen, gelben Schein auf all die wohlvertrauten Gegenstände.

Richard hatte sich auf Lenens Bett geworfen, sein eignes nahm der leise stöhnende Kranke ein. Gottlob, dachte Richard immer wieder, daß Du nicht allein bist!

Aus den Kissen, auf denen Lenens Kopf die letzte Nacht geruht, drang der seine Duft ihres üppigen Haars. Er preßte das weiche Daunenbett an sich, als sei's ein lebendes, geliebtes Wesen.

„Vene,“ murmelte er, „Vene, das konntest Du mir antun?“

Aber er war zu müde, zu erschöpft.

Es that ihm gut, zu fühlen, wie das Vergessen so leicht heranzog und sich über ihn breitete wie ein Nebelschleier, der immer dichter und dichter wurde.

Der süße Duft aus den Kissen stahl sich in seine Träume. Vene war wieder da. Es war wie in der ersten Ehezeit: innigstes, vollstes, reichstes Glück.

Ruhig und fest hatte er geschlafen.

Auf einmal schreckte er empor, sah um sich, begriff nichts. Die Nachtlampe brannte noch. In der Küche hörte er das Knistern des Feuers, ein leises Lässentirren, Sautieren mit allerlei Gerät.

Vene ist schon auf, dachte er schlaftrunken. Er suchte nach seiner Uhr an der Wand. Wo war die? Alles stand ja verquer —

Und drüben der schwarze Kopf mit der blutbefleckten weißen Binde?

Jetzt war er wach. Der Körper ausgeruht, die Nerven frisch empfänglich: neugestimmte Saiten, auf denen der Schmerz sein Furioso herunterraffen konnte.

Und es packte ihn an.

Wie in ein eifiges, unergründliches Meer warf es ihn. Der Atem verging ihm. Er biß die Zähne zusammen, trampfte die Muskeln, stemmte, bäumte sich. Wie einen Spielball schleuderte es ihn hin und her zwischen graufigen Wogen, bergeshoch, abgrundtief. Bis zur völligen Erschöpfung kämpfte er, bis endlich seine Lebensfähigkeit versagte und eine stumpfe Ermattung über ihn kam.

Und doch — es war etwas Großes, Heiliges in diesem Kampf gewesen.

Er fühlte, dies war reiner, echter Schmerz, um ein wirkliches, verlorenes Menschenglück. Kein eitles, trotziges, selbstfüchtiges Pochen auf äußere Dinge, das die Seele klein und hart macht und verbittert und ungerecht. Seine Selbstgerechtigkeit, die sich als das Opfer der Gesellschaft ansah, hatte einen Stoß bekommen.

Allerlei neue, tastende, schauernde Gedanken tauchten in ihm auf. Etwas erwachte in ihm — eine dumpfe Ahnung der Verantwortlichkeit des Einzelnen gegen die Gesamtheit — sein soziales Gewissen.

Da drüben der Schlafende, der sich leise stöhnend herumwarf — an dem hatte er vieles gutzumachen.

Leise stand er auf und ging in die Küche, wo die Steigenberg eben den Kaffee ausbrühte.

Sie begrüßte ihn redselig. Jesses, der arme Herr Doktor! Du liebe Zeit! Daß die Frau auch so auf den Platz wegmüßte!

„Nu, 's soll Ihne aber an nicht nich fehle, Herr Doktor,“ tröstete sie. „Die Frau hat mer haarklein Bescheid gegeb, wie Se alles gewohnt sind. Den Schlüssel hab ich auch, daß ich Ihne niemalen zu stere brauch. Uf de Seel gebunde hat se mersch noch, wie ich ihr die Tsch zum Bahnhof getrage hab, daß Herr Doktor sei Ordnung habbe sollt.“

Richard ertrug es kaum, von Vene reden zu hören.

„Und dabei hat sie ausgefehnt! So weiß wie des Kaffee-kändel do. Und is es gar nit mol gewahr geworde, daß ihr 's Wasser immer so de Bäck langgeloffe is. Un mit 'n Mittagbrote — ob ichs ausn Deitschen Hause oder von Stövejandten —“

Da fuhr er sie verzweifelt an. Das hätte alles noch Zeit. Nur schnell Kaffee. Da drin wäre ein junger, kranker Mensch.

Sie spitzte die Ohren, zum Bersten voll von neugierigen Fragen, aber beleidigt maulend. Und als er mit dem Frühstück abzog, murkte sie giftig hinter ihm her: „Jesses! So Mannsleit! Der sollt der meinige sein! Den wollte mer bald gezoge habbe. Gelle ja?“

Als Richard in die Kammer trat, sah Hans Martin im Bett, mit großen, verstörten Augen um sich schauend. Bei dem Anblick seines Lehrers sank er mit dumpfem Stöhnen zurüd.

Richard setzte sich auf den Rand des Bettes und hielt ihm die Tasse an die Lippen.

„Trink, Jung. Das thut Dir gut.“

Mechanisch gehorchend, schlürfte Hans ein wenig. Dann schüttelte er den Kopf: „Ich kann nicht.“

„Du mußt.“

Vor der stillen Energie dieses Wortes kroch Hans Martins Widerstand in sich zusammen. Er trank.

„Willst Du mehr?“

Stummes, heftiges Kopfschütteln.

„Ist Dir heute besser?“

„Ganz gut.“ Er hob sich halb aus den Kissen.

„Was willst Du?“

„Aufstehen! Fort!“ gurgelte Hans Martin verzweifelt.

„Bleib nur noch liegen,“ sagte Richard gütig. Er hielt den trozig emporstrebenden Körper mit sanftem Druck nieder, bis der Widerstand des Knaben nachließ und er mit geschlossenen Augen regungslos liegen blieb.

Richard Volkmar blickte auf das junge, verwüstete Gesicht, das verzerrt war von Körperschmerzen und Seelenqual. Eine trostlose Falte der Abwehr lag zwischen den feinen Brauen. Noch jetzt im Halbschlummer schien er zu rebellieren gegen die aufgedrungenen Wohlthaten.

Sein Vertrauen wiedergewinnen! dachte Volkmar. Ihn herausreißen aus seiner Umgebung!

Er sah die blanken Augen der üppigen Bertha. Ihn schanderte.

Zu ihm hatte der junge Mensch sich retten wollen, aus Angst vor seinem heißen Blut. Und er hatte ihn von sich gestoßen, von sich stoßen müssen. Aber jetzt hatte er ein Geheimnis mehr zu schützen. Jetzt hatte er Platz in seinem leeren Hause. Nun wollte er ringen um die verlorene Seele, bis er sie wiedergewonnen hatte.

Der Tag — ein Sonntag — froh so hin.

Hans Martin regte sich nicht.

Allmählich begann sein blaßes Gesicht zu glühen. Richard küßte seine Hände; sie waren trocken, brennend. Der Puls jagte fieberhaft.

Richard erschrak heftig. Er hat sich was geholt! Kein Wunder. Der eisige, schneidende Nordsturm, der weite Weg, das schleppende Vorwärtstommen.

Hans Martin hustete und begann sich umherzuwerfen.

Noch toller als in der Nacht rüttelte der Wind an den Fenstern. Kleine feine Eiszügel klapperten gegen die Scheiben. Das Thermometer sank plötzlich tief herab.

Richard schrieb ein paar Zeilen an den Rektor Kerjien, Hans Martins Pensionsvater, und schickte die Steigenberger zu Doktor Meinhold. Die Verantwortung wollte er nicht allein übernehmen.

Aber der joviale junge Arzt mußte sich gerade äußerst behaglich auf einem Diner bei Professor Schulz, wo er der hübschen, eleganten Hausfrau gegenüber saß. Alle seine großstädtischen Reminiscenzen erwachten. Der Koffa war sehr stark, die Importen erster Güte. Erst gegen Abend riß er sich los, halb wehmützlich, halb seinem Schicksal grollend, das ein so schweres Amt auf seine breiten Schultern gepackt hatte.

Als er endlich im Neul ankam, tönte ihm schon im Flur ein hohles, rauhes Husten entgegen. Er untersuchte Hans Martin, noch ganz erfüllt von dem Optimismus der Weinlaune, und fand nichts Bedenkliches.

„Ein paar Tage Bettruhe, eine Woche Stubenarrest, denn ist's wieder gut!“

„Er ist also nicht transportabel, der Junge?“

„Um — na, wissen Sie — so'n trockener Sperling — und so hochgepölkert — ist doch besser, Sie behalten ihn hier — wenn, notabene, Ihre Frau Gemahlin — übrigens, wo ist sie denn?“

„Verreißt!“ stieß Richard kurz und abweisend heraus.

Doktor Meinhold hatte kein Arg gehabt bei der Frage. Er suchte nun doch über den Ton. Frau Schulz hatte sonderbare Andeutungen gemacht über Volkmar's. Da mußte was nicht stimmen.

„Aber Sie können die Pflege doch nicht allein übernehmen,“ meinte er, seinen Kneifer pudend.

„Das hilft nun nichts. Und ich mach's schon!“

Richard ging zu seinem Patienten zurück. „Wir müssen uns auf ein Weilchen miteinander einrichten, mein Jung, bis Du gesund bist.“

Hans Martin blieb stumm. Aber seine großen Augen hingen mit seltsamem Ausdruck an Richards Gesicht. Dann drehte er den Kopf zur Seite.

Schon wollte ein heftiges Wort über die Lippen Volkmar's. Dann dachte er: Dir geschieht recht. Habe Geduld. Es kommt schon.

Er begann im Nebenzimmer zu arbeiten. Der furchtbarste Tag seines Lebens fierte langsam fort, Tropfen um Tropfen. Sein Leben erschien ihm so leer, so ausgelugt, eine hohle Hülse, keinen Pfifferling wert. Bloß eine Aufgabe noch: der fiebernde, hustende Mensch nebenan. Gottlob, daß er den hatte. Sonst — wer weiß!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte des kleinen Laufmädels.

Von Irma Goeringer.

Ein wenig mißmutig trat Frau Erna in das Arbeitszimmer ihres alten Freundes und Lehrers.

„Ich komme zu Ihnen,“ sagte sie, „weil ich sehr schlechter Laune bin. Seit Tagen quäle ich mich mit einem Problem herum und werde nicht damit fertig. Es ist ein komplizierter Seelenzustand, zu dessen genauer Motivierung mir noch einiges fehlt. Ich grüble und grüble und finde nicht was ich brauche. O, über diese elende Schreiberei!“

Herr Heinrich Kraft sah lächelnd in das erregte Gesicht der jungen Frau. Auf seinem charaktervoll gemeißelten Jügel lag ein angenehmer Ausdruck von Lebhaftigkeit und Ruhe, jener Lebhaftigkeit, die durch Intelligenz hervorgerufen wird, und jener Ruhe, die nicht Temperamentsfrage, sondern erkämpftes Eigentum ist. In seinen Augenwinkeln hatten sich kleine Fältchen eingegraben, die sich unpflißlich vertiefen konnten und von denen aus es dann wie Wetterleuchten über das Auge Gesicht zuckte — das untrügliche Vorzeichen eines treffenden Wortes:

„Wissen Sie, Frau Erna,“ sagte Heinrich Kraft, „lassen Sie eine Zeitlang Ihr wertvolles Romanproblem schlafen. Sie haben zu ausschließlich daran gearbeitet, da verwirren sich schließlich die Begriffe. Schreiben Sie wieder mal eine einfache, kleine Geschichte aus dem Leben. Das wird Ihnen gut thun.“

Frau Erna lachte. „Aber gewiß, mit dem größten Vergnügen. Es fehlt nur eine Kleinigkeit: ich habe keinen Stoff. Mir fällt jetzt gar nichts ein, aber auch rein gar nichts.“

„Soll ich Ihnen einen Stoff schenken? Es ist nur ein unbedeutendes Erlebnis, aber es hat den Vorzug, wahr zu sein. Wollen Sie?“

Die junge Frau nickte: „Ich würde Ihnen sehr dankbar sein. Können Sie es mir gleich erzählen?“

Heinrich Kraft sah auf seine Uhr. „Ich habe noch ein halbes Stündchen Zeit. Ich bin selbst froh, darüber zu sprechen, denn die Sache beschäftigt mich schon mehr, als für meine Arbeit gut ist und darum ist es mir recht, wenn ich sie mir vom Herzen herunter rede. Nennen Sie das kleine Laufmädels, das wir vor drei Jahren auf dem Bureau hatten? Nein? Nun, es thut nichts zur Sache, ich kann sie Ihnen auch beschreiben. Es war ein großes schlankes Mädchen von sechzehn, siebzehn Jahren. Mir fiel sie am ersten Tag auf, ihr aufgewecktes rothbartiges Gesicht, die munteren braunen Augen, ihre geschmeidigen Bewegungen, kurz die ganze gesunde Kraft eines jungen, prächtigen Geschöpfes. Es lag so etwas über ihr wie Frühlingsfrische und Blütenregen.“

„Einmal, nach Schluß der Bureaustunden, hörte ich sie weinen. Als ich sie nach der Ursache ihrer Thränen fragte, erzählte sie mir, daß sie eine Wasserflasche zerbrochen und vom Geschäftsführer deswegen Sühne bekommen hätte. Nun sollte ich auch noch der Preis der Flasche von ihrem ohnehin knappen Lohn abgezogen werden. Ich gab ihr zwei Mark und hatte mir damit den nicht allzuhäufigen Anblick eines strahlend dankbaren Gesichtchens verschafft.“

„Bald darauf fand sie eine besser bezahlte Stelle, aber schon nach einigen Wochen stand sie wieder in meinem Bureau und klagte, daß sie auf jenem Platz nicht habe bleiben können. Nun sei sie zu Hans, sollte aber doch schnell wieder Geld verdienen, da ihre sehr arme Familie es dringend brauchte. Ich fragte den Geschäftsführer nach seiner Meinung über das Mädchen. Er erklärte, sie sei „sonst“ fleißig und brav, und auf meine Vermittlung stellte er sie wieder an.“

„Ich hatte nun von neuem Gelegenheit, das junge Ding zu beobachten. Sie war noch hübscher und anmutiger geworden. Es war eine Freude, ihr zuzusehen, wie sie arbeitete, wie sie sprang und wie sie lachte. Sie erinnerte mich manchmal an ein edles junges Tier, dem noch kein Peitschenhieb und kein Dressurversuch die unbefangene Schönheit seiner zutraulichen Munterkeit gestört hat.“

„Da kam sie eines Tages zu mir und erzählte mir halb weinend, halb lachend, daß sie mir jetzt Lebewohl sagen müsse, da sie eine gute Stelle in der französischen Schweiz bekommen könnte. Ihre Eltern hätten ihr zugeredet, denn dort könne sie die fremde Sprache lernen und später in Deutschland wieder einen besser bezahlten Platz erhalten.“

„Ich sprach ihr auch meinerseits zu und fügte noch ein paar Worte bei, die mir plötzlich einfielen, als ich sie in all ihrem Liebreiz vor mir stehen sah.“

„Sehen Sie, Frau Erna, ich halte nicht viel davon, wenn man den jungen Mädchen immer von der Tugend predigt. Das erste aufblühende Liebesflämmchen ist mächtiger als alle schönen Worte. Man soll beim Weibe den Egoismus, die Selbstachtung ausbilden, das würde nützlicher sein. Darum sagte ich ihr: „Von Deiner Mutter wirst Du gehört haben, Du sollst allezeit brav sein und rechtschaffen bleiben. Ich sage Dir: denk immer daran, daß Du sehr viel wert bist, verabschiede Dich nicht an den ersten besten. Je mehr Du von Dir hältst, desto mehr halten auch die andern von Dir. Du bist jung und hübsch und arbeitstüchtig. Du hast viel zu geben mit Deiner Person, darum sieh drauf, daß Du selber auch was rechtes dafür wiederbekommst. Glaub' nicht alles, was man Dir sagt, sondern mach' Deine Augen auf und urteile selber.“

„Mir schien, daß die Kleine gut begriffen habe, was ich meinte. Sie sah mich aufmerksam und verständnisvoll an, und die Dankbarkeit, für die sie keine Worte fand, glänzte aus ihren Augen.“

„Es war damals Sommer. Ein heißer Julitag. Die Sonne glühte vom Morgen bis zum Abend, kein Windhauch brachte die geringste Kühlung. Meine Frau und ich saßen auf der Veranda und schwiegen uns aus, es war zu heiß zum Reden. Da meldete unser Mädchen, es sei jemand da, der mir etwas bringen wollte, ob er auf die Veranda kommen sollte. Ich bejahte und in der nächsten Minute trat unser Laufmädels auf die Schwelle. Welch' ein entzückendes Bild! Schlank aufgerichtet stand sie da, noch atemlos vom schnellen Laufen. Mit beiden Armen umspannte sie einen großmächtigen Strauß herrlicher roter, weißer und gelber Rosen. Und über diesem wundervollen Blumenreichtum leuchtete ihr glühendes, glückseliges Gesichtchen in der kindlich-jubelnden Freude, das Beste, was ihre Armut besaß, mir schenken zu dürfen.“

„Wir beide, meine Frau und ich, sahen wortlos das liebe Geschöpf an. Durch die Gluthitze war es den weiten Weg von seinem entlegenen Vorstädtchen bis zu mir getraut, um in seiner Dankbarkeit für ein wenig Menschlichkeit die ganze Hofencerte seines kleinen Gartens in mein Haus zu tragen.“

„Als wir ihr endlich die Blumen abnahmen, wollte sie gleich wieder fort. Erst nach langem Zureden meiner Frau entschloß sie sich, eine Erfrischung anzunehmen. Meine Freunde über die Rosen, die ich ihr unverhohlen zeigte, schien sie sehr zu beglücken, und als sie uns Lebewohl sagte, lag noch immer jener rührende, leuchtende Ausdruck einer großen Gebefreudigkeit auf ihrem reizenden Gesicht.“

„Inzwischen sind drei Jahre vergangen. Ich habe nichts mehr von dem Mädel gehört und die Erinnerung an sie war mit mancher andern vermischt. Da, vor einigen Tagen, gehe ich gegen Abend in die Stadt, um einen Bekannten aufzusuchen. Als ich an dem Werthfischen Warenhaus vorbeikomme, sehe ich vor der Eingangstür einen Kindertwagen stehen, über den sich eine Frauengestalt beugt. Etwas in der Haltung des Weibes kam mir bekannt vor. Ich schaute scharfer zu und erkenne — unter Laufmädel.“

„Über wie sah sie aus! Um ihren einst schlanken, aber kräftigen Körper hingen die Kleider in schlaffen Falten nieder, ihr Gesicht hatte eine edige Form bekommen, die sie viel älter erscheinen ließ als sie war. Häßliche Linien, wie sie Stummer und Entbehrenungen eingraben, verzogen ihre Züge, und ein müder, stumpfer Ausdruck erschreckte mich am tiefsten. Was lebendig und jung und schön gewesen war in diesem Mädchen, das war zerstört worden; ein abgequältes, mühseliges Wesen war übrig geblieben.“

„Ich stand wie angetaunt und starrte auf das arme Geschöpf. Sie stand wie immer und wühlte in dem Wagen. Dann faßte sie mit beiden Händen fester zu und hob etwas heraus. Dabei richtete sie sich ein wenig auf und ich sah auf ihren Armen aus schlechten Lappen heraus ein rosiges Köpfchen leuchten. Und wie sie jetzt das Haupt senkte und das Kind, das wie eine frische rote Rose an ihrer Brust lag, anlächelte, da stand mit einem Male wieder jenes frohe, junge Ding vor mir, das mir lachend die herrlichen Rosen bot. Da kam es über mich wie Erlösung. So weh mir der Anblick des Weibes gethan hatte, dessen Blüte vielleicht durch eine allzu frühe Erfüllung ihrer Frauenbestimmung vernichtet war, hier fand sich doch auch ein wenig Trost.“

„Ich weiß nicht, ob das Mädel verheiratet ist oder ob sie verführt, verlassen wurde. Ich weiß nur, daß aus ihrem Leben ein neues Leben erwuchs, daß ihre Kraft nicht nutzlos vergeudet wurde, daß es nicht bloß Vernichtung war, die ich da sah, sondern auch eine Fortentwicklung, ein Stück Zukunft.“

„Ich habe sie nicht angeredet, das hätte ich nicht gekonnt. Ich entfernte mich rasch, ehe sie mich erkannt hatte. Freilich mußte ich dann doch noch einen langen Spaziergang machen, ehe ich in vollem Einklang mit mir selbst nach Hause gehen konnte.“

Heinrich Kraft schwieg. Auch Frau Erna sah nachdenklich vor sich hin. Sie fühlte, daß ihr mit dieser Erzählung etwas geschenkt worden war, für das sie nicht danken läßt.

„Nun,“ sagte Heinrich Kraft und jetzt war wieder das heiterfreundliche Lächeln auf seinem Gesicht, „wollen Sie die Geschichte schreiben?“

Frau Erna erhob sich: „Ich würde sehr froh sein, wenn ich es könnte, aber ich fürchte, meine Feder ist nicht gut genug dafür!“

Da stand auch Heinrich Kraft auf, trat zu der jungen Frau, sah ihr mit einem guten Blick in die Augen und sagte mit seiner schönen, ernsten Stimme:

„Sie sollen sie auch nicht mit Ihrer spizen Feder schreiben, Frau Erna, Sie sollen sie mit Ihrem Herzen schreiben!“

Und an einem stillen Abend, an dem die Sommernacht mit weichen, zarten Winden ihre Stirne streichelte, und der Duft von vollblühenden Rosen und jungem Obst durch die geöffneten Fenster in ihr Stübchen drang, setzte sich Frau Erna an ihren Schreibtisch und schrieb die „Geschichte des kleinen Laufmädel“. —

Kleines feuilleton.

— Am Schöffengericht. Ort der Handlung: Das Schöffengericht am Amtsgericht München I. Zeit: Ein Tag in der letzten Oktoberwoche, morgens 9 Uhr. Personen: Der Amtsrichter, ein Schöffe, die Parteien, ein Rechtspraktikant, der Gerichtsdienner, einige Rechtsanwältle, das Publikum.

Der Amtsrichter: „Ungehört, wo bleibt denn der Herr Schöffe? (Zum Gerichtsdienner): Telephonieren Sie doch den Herrn Praktikanten an, das Gericht kann nicht warten.“

Pause. Unruhe im Publikum.

Der Amtsrichter: „Nimmer noch nicht da? Da hört sich doch alles auf. (Zum Gerichtsdienner): Telephonieren Sie nochmal, der Mann muß kommen.“

Pause. Heiterkeit im Publikum. Der Rechtspraktikant tritt ein und setzt sich in den für den Gerichtsschreiber bereiten Armstessel.

Der Amtsrichter zum Rechtspraktikanten: „Na, endlich, daß hat lange gedauert, Herr Schöffe. Treten Sie hierher, Sie haben einen Eid zu leisten.“

Der Rechtspraktikant: „Aber, Herr Amtsrichter...“

Der Amtsrichter: „Schweigen Sie und schwören Sie.“

Der Rechtspraktikant: „Aber, Herr Amtsrichter...“

Der Amtsrichter: „Schweigen Sie und schwören Sie den Schöffeneid. Sprechen Sie noch!“

Der Rechtspraktikant schüttelt den Kopf und schwört.

Nach dieser Vorverhandlung beginnt die Sitzung. Zum Aufbruch kommt eine Beleidigungssklage. Die Parteien sind nicht erschienen.

Der Amtsrichter neigt sich nach rechts zum Schöffen, nach links zum vermeintlichen Schöffen, dem Rechtspraktikanten, und verkündet dann den Einstellungsbeschluss des Gerichts.

Der Amtsrichter ruft den zweiten Fall auf, wieder eine Beleidigungssklage. Nach der Beweisaufnahme zieht sich der Amtsrichter mit dem Schöffen zurück. Der Rechtspraktikant bleibt zögernd stehen.

Der Amtsrichter (aus der Thüre des Beratungszimmers): „Kommen Sie doch, Herr Schöffe!“

Der Rechtspraktikant geht kopfschüttelnd ins Beratungszimmer ab.

Pause.

Der Gerichtshof erscheint wieder im Sitzungssaal. Der Amtsrichter verkündet das Urteil: „Im Namen Sr. Majestät des Königs usw. usw.“

Der dritte Fall wird aufgerufen.

Der Gerichtsdienner dem Amtsrichter ins Ohr: „Herr Amtsrichter, der zweite Schöffe ist jetzt da.“

Der Amtsrichter: „Was? Unfinn, der ist doch schon da, hier sitzt er ja! (Zum Rechtspraktikanten): Oder wer sind denn nachher Sie?“

Der Rechtspraktikant (errötend und schüchtern): „Erlauben Herr Amtsrichter, ich bin zum funktionierenden Gerichtsschreiber bestimmt, Rechtspraktikant A.“

Amtsrichter (erregt): „Ja, zum... warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“

Rechtspraktikant: „Einschuldigen, Herr Amtsrichter haben mich ja gar nicht reden lassen!“

Große Heiterkeit im Publikum und bei den Parteien. Die Anwältle zischeln untereinander.

Amtsrichter: „Ruhig da hinten, oder ich lasse den Saal räumen.“

Die Verhandlung beginnt von neuem. —

(„Münchener Post“.)

ie Anatomische Schaustellungen im Mittelalter. Daß vor drei oder vier Jahrhunderten die Stellung der ärztlichen Kunst zum Publikum und umgekehrt eine andre war, als wir sie heute auch nur für möglich halten würden, geht aus einer Schilderung hervor, die ein Mitarbeiter des „British Medical Journal“ unter der Ueberschrift „Defiziente Sektionen im Mittelalter“ veröffentlicht. Es scheint Anno dazumal zu den besonderen Höflichkeiten eines Arztes gegen seine Mitbürger gehört zu haben, von Zeit zu Zeit eine Einladung zur Besichtigung einer Sektion zu erlassen. Erhalten ist ein solches merkwürdiges Schriftstück von dem Professor der Anatomie Bartholinus, der im 17. Jahrhundert an der Universität Kopenhagen lehrte. Es wird darin angehängt, daß der Professor „mit der Hilfe des höchsten Befehls, auf Befehl unres allergnädigsten Königs, unter Genehmigung des erlauchten Kanzlers, endlich unter Zustimmung des hohen Rectors und der medizinischen Fakultät“ am folgenden Tage die Sektion eines Leichnams beginnen und an den nächsten Tagen fortgesetzt werde, „wenn Gott und meine Gesundheit es gestatten.“ Der Anatom ladel Hörer und Leute jeden Standes ein, zu kommen, zu hören und zu sehen, überhaupt alle, die wissen, daß sie sterblich sind, gerne lernen, eine Verehrung für das vornehme Studium der Anatomie besitzen und sich selbst und ihre eigne natürliche Würde lieb haben. Alle diese werden mit dem Ausdruck des größtmöglichen Respekts und mit unparteiischer Höflichkeit in das Theater der Anatomie eingeladen. Solche anatomischen Schaustellungen wurden am Ausgang des Mittelalters als besonders vornehme Veranstaltungen betrachtet. Von Felix Platter, einem Studenten in Montpellier, ist die Aufzeichnung erhalten, daß am 14. November 1552 der Leichnam eines Mädelchen im alten Amphitheater in der Stadt feiert würde. Da es damals unter der Würde eines Arztes gehalten wurde, öffentlich Handlungen zu verrichten, so wurde die Vornahme der Sektion einem Barbier übergeben. Unter der großen Menge von Zuschauern befanden sich viele Mitglieder der Aristokratie und des Bürgertums, nach der Angabe Platters auch junge Damen und sogar Mönche. Diese Berichte erbringen den Nachweis, daß das kleine Titelbild einer geschichtlich berühmten Abhandlung von Andreas Vesalius aus dem Jahre 1543 „Ueber den Bau des menschlichen Körpers“ nicht auf Phantasie des Künstlers beruhte, sondern nach dem Leben gezeichnet war. Auch dort wird ein derartiges anatomisches Theater vorgeführt, unter dessen Besuchern zwar keine Frauen, aber auch ein Mädel zu sehen ist, dessen Gesichtsausdruck an die mittelalterliche Sage erinnert, wie ein Mitglied dieses Standes in dem Leichnam die Frau wiedererkannte, um deren willen er sein Gelübde gebrochen hatte. Ein anderer mittelalterlicher Schriftsteller, Vatin erzählt in seinen Briefen, daß in Paris jedermann hinging, um die Leiche eines Verbrechers zu sehen, der den Tod durch das Rad erlitten und bei dem man entdeckte hatte, daß er die Leber auf der linken und die Milz auf der

rechten Seite gehabt. Aus diesen Beispielen geht die Thatsache hervor, daß man vor 3—400 Jahren im allgemeinen weit weniger nervenempfindlich gegenüber einem Anblick war, der heute wohl die Mehrzahl der gebildeten Leute in einen sehr unangenehmen Zustand versetzen würde. Es entspricht durchaus dem Ton der damaligen Zeit, wenn der junge Arzt im „Eingebildeten Kranken“ von Molière seine Angebetete einladet, mit ihm der Sektion einer Frau beizuwohnen, über die er einen Vortrag zu halten habe. —

— Eine moderne Champignonzüchterei. In dem Dorfe Schneckengrün bei Plauen i. V. ist von Fräulein v. Barth vor etwa anderthalb Jahren eine Champignonzüchterei errichtet worden. Sie ist heute eine der größten Champignonzüchtereien Deutschlands. Die Anlage, aus drei langen Gebäuden bestehend, bedeckt eine überbaute Fläche von 1200 Quadratmeter. Die Gebäude befinden sich je zur Hälfte über und unter der Erde. Die platten Dächer sind mit Erde abgedeckt und mit Gras besät zur Erzielung von Wärme im Innern der Gebäude im Winter und zur Erzielung einer gewissen niedrigen Temperatur im Sommer. Für Zuführung frischer Luft ist ausreichend georgt. Zum Zwecke der Erreichung einer gleichmäßigen angemessenen Wärme ist Kanalföhrung vorhanden. Täglich wird, wie das „Dresdener Journal“ schreibt, im Durchschnitt ein Centner Champignons geerntet und als Konserven und Gemüse in Blechbüchsen versandt. Das Herstellen der Gemüse geschieht durch Einsieden der Pilze in bester frischer bayrischer Butter. Die Züchtereier ist nach deutscher und französischer Art eingerichtet worden; die französische Einrichtung, von einem berühmten französischen Champignonzüchter herrührend, verdient vor der deutschen den Vorzug. Die nach französischer Art eingerichteten Beete sind eineinhalbmal ertragsfähiger und erfordern die Hälfte Arbeit. Jedes Beet wird vier bis fünf Monate lang abgeerntet; dann muß es durch ein neues ersetzt werden. Der von den alten Beeten herrührende Dünger wird zum Düngen der Wiesen und Gärten benutzt und leistet noch sehr gute Dienste. —

Physiologisches.

— Ueber Gesichtsempfindungen. In der letzten Sitzung der „Gesellschaft der Ärzte in Wien“ sprach Professor Dr. Urbantschitsch über die Beeinflussung der Gesichtsempfindungen durch verschiedene Reize und durch den Willen. Die Wiener „Neue Freie Presse“ berichtet über den Vortrag: Wenn man gesunde Menschen längere Zeit ein Fensterkreuz oder verschiedene farbige Rädchen einer ruhenden Scheibe betrachten läßt, so nehmen die meisten Betrachter die Gegenstände nicht als ruhend wahr, sondern die Linien scheinen sich zu bewegen, bei sich kreuzenden Linien scheint sogar eine Drehung stattzufinden. Nehmsichs nimmt man von punktförmigen Gegenständen wahr; Humboldt hat beim Studium des südlichen Sternenhimmels gesehen, daß die Sternbilder manchmal Scheinbewegungen machten, was er „Sternenschwanken“ nannte. Eine Erklärung für diese sonderbaren Phänomene fand erst der Wiener Physiologe Exner, welcher nachwies, daß es sich um eine Scheinbewegung handle, welche durch eine Ungenauigkeit unsres Auges bedingt ist. Urbantschitsch hat versucht, diese Schwankungen durch Gehörsempfindungen hervorzubringen. Er hat gefunden, daß jeder Ton eine charakteristische Scheinempfindung der Bilder hervorruft. Das rechte und das linke Auge desselben Menschen zeigen gewöhnlich keine Uebereinstimmungen in betreff dieser Wahrnehmung. Auch durch andre Reize kann das Phänomen scheinbarer Unruhe von ruhenden Gegenständen erzielt werden, so z. B. durch Elektrizität, beim Berühren der Haut, bei Einwirkung von Wärme und Kälte. Merkwürdig ist, daß die Reizung verschiedener Körperstellen verschiedene Scheinbewegungen hervorruft. Betrachten wir einen schwarzen Punkt, so nehmen die meisten von uns einen zweiten schwarzen Punkt in der Nähe des wirklich vorhandenen wahr, das sogenannte Scheinbild. Dieses Scheinbild wird ebenso in Bewegung gesehen wie das wirkliche, wenn irgend einer der oben genannten Reize einwirkt. Auch wenn man eine weiße Fläche betrachtet und eine Gehörswahrnehmung empfängt, so treten auf der Fläche verschiedene Scheinbilder auf, welche ebenfalls von der Qualität des Tones abhängen; diese Scheinbilder sind Punkte, Striche oder symmetrische Figuren. Auch das Nachklingen des Tones erzeugt derartige Scheinwahrnehmungen. Verschiedene Reize, besonders Töne, sind auch im Stande, eine oder mehrere Farben, die man vor Augen hat, in ihrer Sättigung oder räumlichen Lage zu verändern, so daß unter bestimmter Reizgröße sogar eine Farbe von der benachbarten verdeckt werden kann. Ähnlich werden auch die Nachbilder der gesehenen Farben alteriert. Diese Nachbilder sind dem Nachklingen analog; sie treten z. B. auf, wenn man einen leuchtenden Punkt betrachtet und dann die Augen schließt; man nimmt, ohne zu sehen, den Gegenstand noch eine kurze Zeit in seiner wirklichen Farbe wahr, dann ändert sich letztere. Sieht man eine farbige Fläche an und denkt sich einen Ton (den man also in Wirklichkeit nicht hört), so entsteht auf der Fläche ein bestimmtes Bild. Läßt man den gedachten Ton in Wirklichkeit erklingen, so tritt dieses Bild abermals auf; das Bild des gedachten und des wirklichen Tones ist von der Tonhöhe abhängig und für denselben Ton identisch. Man kann auch auf einer weißen Fläche eine Farbe, an die man intensiv denkt, scheinbar sehen. Wenn ich mir zu dieser gedachten Farbe eine zweite hinzudenke, so kann ich allmählich eine Mischung beider scheinbar erzeugen, und schließlich geht die Mischung in die zweite Farbe über. Sehe ich z. B. eine wirklich rote Fläche an und denke ich mir blau dazu, so entsteht ebenfalls eine Mischung.

Violett; man kann also subjektive (empfundene) und objektive (wirklich vorhandene) Farben mischen. Urbantschitsch beweist mit seinen interessanten Versuchen, daß unser Gesichtssinn und unsere Farbenempfindung durch eine Menge von wirklichen oder bloß gedachten Einflüssen beherrscht und verändert werden. —

Technisches.

— Holzkonservierung mit Aluminaten. Ein Verfahren, um Holz zu konservieren und zugleich aufnahmefähig für Farbstoffe zu machen, hat sich, nach der „Technischen Rundschau“, D. Feuerabend in Tilsit patentieren lassen. Das Holz wird mit einer Lösung von Natriumaluminat, die überschüssige Thonerde enthält, bei 130 bis 150 Grad unter Druck gelocht. Darauf wird es zweckmäßig behufs möglicher Entfernung löslicher oder durch das Kochverfahren in Lösung gegangener Stoffe kräftig ausgewaschen. Es werden bei diesem Verfahren in verhältnismäßig kurzer Zeit alle Harzbestandteile in Harzseife und alle zur Stärkebildung befähigten Reservestoffe in lösliche Substanz (nicht Dextrin) übergeführt und in diesem Zustande nebst andren Stoffen, die tierischen und pflanzlichen Lebensstoffe zur Nahrung dienen können, größtenteils ausgelaugt, während kohlenstoffsaures Natrium abwaschbar auswittert und Thonerde sich in den Holzellen ablagert. Die Thonerde bewirkt außerdem, daß die Holzfasern mit Farbstoffen eine unlösliche Verbindung eingehen kann, so daß man die Hölzer durch und durch gleichmäßig färben und ihnen das Aussehen edlerer Holzarten verleihen kann. —

Humoristisches.

— Der kluge Rudi. Rudi (der eben von seinem Onkel ein Fünfmarskstück erhalten): „Ich wollte lieber, Du hättest mir einen Ridel gegeben, Onkel Moritz.“
Onkel (erstaut): „Aber Junge, fünf Mark sind doch mehr als 5 oder 10 Pfennig.“
Rudi: „Das ist's ja gerade. Wenn ich fünf Mark bekomme, nimmt sie mir Papa weg, wenn's aber nur ein Ridel ist, darf ich ihn behalten.“ —
— Na also. Reisender: „Hören Sie mal, Herr Wirt, ich muß Ihr Hotel verlassen; im Nebenzimmer ist ein kleines Kind, das die ganze Nacht schreit.“
Hotelier: „Ich begreife nicht, wie Sie sich darüber beklagen können. Die Eltern des Kindes sind doch in demselben Zimmer und haben kein Wort gesagt.“ —
— Vosshaft. Besuch (zum Diener, als er das Schlafzimmer seiner Frau verschlossen findet): „Die Gnädige zieht sich wohl an?“
Diener: „Ja wohl, wegen Renovierung geschlossen.“ (Lustige Blätter.)

Notizen.

— Ruscha Dute ist auf fünf Jahre an das Schauspielhaus engagiert worden. —
— „Die grüne Hoffnung“, ein neues Drama von Holger Drachmann, wird gegen Neujahr im Kopenhagener Hoftheater seine Erstaufführung erleben. —
— Im Igl. Theater in Stockholm hatte die Oper „Das Fest auf Solhaug“ von Wilhelm Stenhammar mit dem gleichnamigen Ibenschen Schauspiel als textlicher Grundlage, einen starken Erfolg. —
— Paul Schülke-Naumburg ist an die Weimarer Kunstschule berufen worden. Er übernimmt ein Lehramt für Maltechnik. —
— Das Leipziger Kunstgewerbe-Museum veranstaltet vom 1. Februar bis 31. März 1903 eine Ausstellung unter dem Titel: „Die Pflanze in ihrer dekorativen Verwertung“. —
— Die Flugleistung einer Eule. Aus Honolulu wird dem Pariser „New York Herald“ gemeldet, daß, als der Dampfer „Tampico“ von Seattle zurückkehrte, ein Vogel sich auf das Deck setzte. Es war eine Eule von etwa ein Fuß Höhe. Der Vogel befand sich damals 750 englische Meilen vom Lande entfernt und war völlig erschöpft. Er war bald wieder gekräftigt und wurde in einem Käufig gehalten. Der „Tampico“ war nicht das erste Schiff, das die Eule mitten auf dem Ocean besucht haben soll. Die Mannschaft der Schooner bark S. G. Wilder, die vor kurzem von San Francisco nach Honolulu kam, erkannte den Vogel als denselben, der sich zwei Wochen vorher an Bord ihres Schiffes niedergelassen hatte. —
— Eine neue Art der Versicherung. Der Tenorist Juschin von der Moskauer Hofoper hat bei der Versicherungsgesellschaft „Equitable“ seine Stimme für 25 000 Rubel versichert. Sobald der Künstler seine Stimme verliert, d. h. große Rollen nicht mehr singen kann, ist die Gesellschaft verpflichtet, ihm die angegebene Summe auszus zahlen. —